


ROBERT C. MARLEY

# Inspector Swanson

und die Hexe von Bray

EIN VIKTORIANISCHER KRIMI



DRYAS

# Inspector Swanson

und die  
Hexe von Bray

Ein Kriminalroman  
aus dem Jahre 1896  
von Robert C. Marley



DRYAS

Robert C. Marley, Inspector Swanson  
und die Hexe von Bray  
Ein Kriminalroman aus dem Jahr 1896. Dryas Verlag 2022

1. Auflage  
ISBN 978-3-98672-017-9

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich und  
kann über den Handel oder den Verlag bezogen werden.  
E-Book ISBN 978-3-98672-018-6

Herstellung: Dryas Verlag, Hamburg  
Lektorat: Andreas Barth, Oldenburg  
Korrektur: Joachim Schwend, Leipzig  
Umschlaggestaltung: © Guter Punkt, München  
unter Verwendung von Motiven von istock  
Umschlagabbildungen: © Mike Martin / iStock,  
© ilbusca / iStock, © sspopov / istock  
Auftaktseiten: Pixabay, LunaSeaArt  
Satz: Julia Walch, Bad Soden  
Gesetzt aus der Palatino Linotype  
Druck: CPI books GmbH, Ulm

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der Dryas Verlag ist ein Imprint der  
Bedey & Thoms Media GmbH,  
Hermannstal 119k, 22119 Hamburg.

---

© Dryas Verlag, Hamburg 2022  
(1. Auflage 2022, Dryas Verlag, Hamburg)  
Alle Rechte vorbehalten.  
<http://www.dryas.de>  
Gedruckt in Deutschland

*»Doppelt plagt euch, mengt und mischt!  
Kessel brodeln, Feuer zischt.«*

Oscar Wilde

*»Ganz gewiss hat es auf dieser Welt niemals  
Hexen gegeben; aber ebenso unleugbar haben  
zu allen Zeiten die Leute an Betrüger geglaubt,  
die das Talent besaßen, als Zauberer aufzutreten.«*

Giacomo Casanova

# Vorbemerkung

Die Idee, die hinter der Geschichte in diesem Roman steht, kam mir bereits vor vielen Jahren in meinem Elternhaus, als ich als Jugendlicher ein Buch über Wahrsagerei und Hexenverfolgung las. Doch ich musste erst über ein zweites historisches Ereignis stolpern, ehe sich alles zu einem Gesamtbild zusammenfügte – den ersten Verkehrsunfall mit einem motorisierten Fahrzeug, bei dem ein Fußgänger zu Tode kam.

Die historischen Fakten, den Unfall betreffend, habe ich so wiedergegeben, wie sie 1896 in London geschahen. Den Kriminalfall und die anschließenden Geschehnisse in Irland, die in diesem Roman damit verknüpft sind, habe ich mir dagegen – abgesehen von den Ortsbeschreibungen – samt und sonders ausgedacht.

Meine Darstellung der Iren und einiger ihrer Eigentümlichkeiten, bitte ich wohlwollend als das zu betrachten, was sie ist: ein liebevoller und humorvoller Blick auf ein abergläubisches, aber stets gut gelauntes Völkchen von fiedelnden Bierliebhabern, das ich sehr mag.

Also, kommen Sie, setzen Sie Ihre Zeitreisebrille auf und folgen Sie mir ins viktorianische Irland.

R. C. M.

# PROLOG



» Magie ist eine große verborgene Weisheit  
Verstand ist eine große offene Torheit. «

(Paracelsus (1493–1541))

Oscar Wilde saß am Tisch und dachte über die vergangenen Monate nach. Die ersten sechs nach seiner Inhaftierung hatte er in Pentonville und Wandsworth eingesessen, ehe man ihn nach Reading gebracht hatte. Mit dem Zug und ohne ihn von der schaulustig kreischenden Menge abzuschirmen. Auf dem Bahnsteig von Clapham Junction war er bepöbelt und angespuckt worden, ohne dass die Beamten, in deren Gewahrsam er sich befand, etwas dagegen getan hatten.

Das ewige Einerlei des Tages, der Wochen, der Monate hatte ihn mürbe gemacht. Wenn er sich im Spiegel ansah, blickte er in das Gesicht eines alten Mannes mit bleichen eingefallenen Wangen und kurz geschorenem Haar. Er war grauer geworden. Doch war es nicht das Grau des Alters, sondern das der Scham, der Resignation, der Hoffnungslosigkeit. Jene Spielart des Grau, die sich nicht auf das Haar beschränkte. Jene Spielart des Grau, die sich auf der Haut niederschlug und in die Seele brannte.

Die ersten Monate waren die Schlimmsten gewesen. Von früh bis spät war er damit beschäftigt gewesen, Bruchsteine von einem mächtigen Haufen abzutragen und sie auf die andere Seite des Gefängnishofs zu schleppen.

Schwere Zwangsarbeit.

Als er noch nichts davon wusste, hatte er in seiner unsäglichen Naivität angenommen, körperliche Arbeit könne der Gesundheit zuträglich sein, würde seine Muskeln stärken und ihn ein paar Kilo verlieren lassen. Doch es war keine solche Arbeit. Er entsann sich noch genau des

schrecklichen Gefühls der Überraschung und des Entsetzens, das ihn übermannt hatte, als er beinahe euphorisch den letzten Stein packte, um ihn zu den anderen zu tragen, und der Wärter ihn mit kalter Stimme anwies, ihn liegen zu lassen.

»Warum?«, hatte er ihn fragen wollen. Allein die Kraft hatte ihm gefehlt, den Mund aufzutun.

Mit der Hand auf dem Griff des Schlagstocks an seinem Gürtel hatte der Wärter ihn angesehen, derweil der Hauch von Hämie dessen Lippen zu kräuseln schien. Und dann hatte er die fünf erbarmungslosen Wörter gesagt: »Und nun alle wieder zurück.«

Von früh bis spät, tagaus tagein, Woche für Woche, Monat um Monat.

Arbeit, die einen auszehrte in ihrer Sinnlosigkeit, die, anstatt die Muskeln zu stählen, nach und nach die Kraft aus ihnen saugte.

Vom Gang vor seiner Zelle drangen die Rufe der Wärter, das Rasseln der Schlüssel und das Klirren der Türen. Draußen auf dem Hof zog die Prozession der Narren ihre Runde. Eine halbe Stunde Hofgang in Wechselschichten.

Schlimmer noch als die Steine waren die Dienste auf der Tretmühle – dem Rad, wie es hier genannt wurde. Vier Mann in einer Reihe, je zwei Griffe für die Hände, und dann stundenlang Stufe um Stufe erklimmen, das Rad in sinnloser Bewegung halten, bis man entweder abgelöst wurde oder ohnmächtig zusammenbrach. Die, die zu oft Schwäche gezeigt hatten, oder sich schreiend zur Wehr setzen wollten, wurden erbarmungslos niedergeknüppelt und mit Handschellen an die Griffe gekettet. Viele brachen sich Arme und Beine, und nicht wenige starben an purer Erschöpfung.



Er hatte überlebt – bislang.

Wilde strich sich mit der rechten Hand über die kurz geschorenen Haare. Man hatte ihm heute Morgen drei Bögen Schreibpapier und einen Bleistift zugestanden. Etwas, um das er anfangs noch beharrlich gekämpft und später nur noch verzweifelt gebettelt hatte. Ein Jahr lang hatte ihm die Gefängnisleitung dieses kostbare Gut verwehrt. Mehr aus Hass, wie er annahm, als dass man wirklich besorgt darum gewesen wäre, er könne sich mit dem Stift ernstlich verletzen, ja ihn womöglich dazu benutzen, Selbstmord zu begehen. Hätte er das gewollt, so hätte er bei der Plackerei auf der Tretmühle reichlich Gelegenheit dazu gehabt.

Jetzt, da er beides hatte, fühlte er sich nicht mehr in der Lage, auch nur ein Wort aufs Papier zu bringen.

Er legte den Bleistift aus der Hand und stand auf.

Die beiden vergitterten Rechtecke der trübegeschmirgelten Fenster lagen so hoch, dass er sich auf die Zehenspitzen stellen musste, um hinunter in den Hof zu sehen. Er erkannte bloß Schemen. Die Hände um die Eisenstäbe geschlossen, blickte er lediglich in die Vorstellung eines wolkenverhangenen Himmels jenseits der Gefängnismauern.

Mehr als ein Jahr war seit seiner Inhaftierung bereits vergangen.

Amelia Dyer, die, wenn es stimmte, was man auf den Gängen flüstern hörte, nicht weniger als vierhundert Kleinkinder ermordet hatte, war hingerichtet worden. Und draußen sah er manchmal den Mann, der seine Verlobte getötet hatte, unter der Aufsicht der Schließer, wie die Wachleute hier genannt wurden, stumm seine Kreisbahnen ziehen.

Besuch bekam er nur selten. Frederick Greenland machte

sich gelegentlich auf die Reise, um ihn zu sehen. Der hatte ihm einen Zeitungsausschnitt gezeigt, in dem er, Oscar, in einer geräumigen Zelle am Schreibtisch saß, das wallende Haar beinahe schulterlang. Nichts hätte der Wirklichkeit ferner sein können. Unter anderen Umständen hätten sie beide wahrscheinlich herzlich darüber gelacht. Doch so, wie die Dinge lagen, war es auf beiden Seiten bloß ein trauriges Grinsen gewesen.

Constance hatte ihn bloß einmal besucht. Er wusste nicht, was sie davon abhielt, wiederzukommen, doch er konnte es sich denken. An ihrer Haltung ihm gegenüber lag es nicht, dessen war er sich sicher. Es war vermutlich ihre Familie, die sie zwang, sich von ihm abzuwenden. Die Schande musste für Constance und die Kinder weit schlimmer zu ertragen sein als für ihn. Er saß hier hinter dicken Mauern – unsichtbar für die gemeine Welt da draußen. Doch sie? Sie hatten all die Schmach und Schande um sich. Sein gesamter Besitz war im Mai letzten Jahres versteigert worden, um die Gerichts- und Anwaltskosten zu decken. Er konnte sich nicht vorstellen, dass ihnen viel geblieben war.

Trotz allem kein böses Wort von Constance. Nicht eine Vorhaltung. Aber auch nicht eine geschriebene Zeile mehr.

Nichts, dachte er, ist so unergründlich wie der Geist einer Frau.

Schlüsselrysseln.

Dann öffnete sich die Luke in seiner Zellentür mit einem schabend kreischenden Geräusch, das ihm durch Mark und Bein fuhr. »An die Wand!« Die Stimme des Wärters war laut und aggressiv. Die Schlüssel rasselten wieder, ehe die Zellentür aufschwang. »Raustreten!«

Schichtwechsel für die Prozession der Narren.

Ein anderes Gefängnis.

In einem anderen Land.

»Flannagan!« Die Stimme von Direktor William P. Copley hallte, wie der erste Hahnenschrei des Tages, durch die morgendliche Kühle des Gefängnistraktes.

Es war gerade fünf Uhr durch. Die Sonne, in deren Strahlen der Staub der Ewigkeit tanzte, schien zu den hohen Fenstern am Ende des Gebäudetraktes herein und malte ein Netz aus Gitterrauten auf die jenseitige Wand. Doch hier drin war es grabeskalt, ob Sommer oder Winter. Und ein feuchter, leicht metallischer Geruch lag in der Luft.

Paul Flannagan stand hastig von dem kleinen Tisch auf, an dem er eben sein mageres Frühstück aus Tee, hart gekochtem Ei und gebuttertem Brot einnahm. Wenn Direktor Copley brüllte, war das kein gutes Zeichen. Dann ließ man besser alles stehen und liegen und machte sich auf den Weg, wollte man nicht seinen Unmut auf sich ziehen. Vielleicht war Copley wegen der Revision so aufgebracht, die in drei Tagen stattfinden würde. Jedes Mal, wenn die Gefängnisaufsicht sich für ihren jährlichen Besuch ankündigte und die Delegation wie Besucher eines Zoos durch die Anstalt trampelte, war der Direktor schon Tage im Voraus nervös und ungenießbar und ließ das am Personal aus.

Ihn fröstelte.

Vorhin, als er aus seinem Nachtquartier gekommen und über den Hof gegangen war, war er kurz stehen geblieben und hatte die Sonne genossen. Hatte sie mit jeder Pore seines Körpers in sich aufgesogen, um für die Kälte der alten Gefängnismauern gewappnet zu sein. Die Kälte und der

Geruch waren etwas, woran man sich wohl niemals gewöhnte.

Flannagan nahm noch rasch einen Schluck Tee. Dann schnappte er sich die Dienstmütze von der Stuhllehne und schob sie sich auf dem Kopf zurecht.

Direktor Copley war ein strenger Mann und ebenso humorlos wie die meisten Engländer, die Flannagan kannte. Ausgenommen vielleicht Dr. Gregory, der Gefängnisarzt und Brian Rendle, der den Gemischtwarenladen unten in Wicklow betrieb. Sie waren die hehren Ausnahmen in einer immer protestantischer werdenden Welt.

»Flannagan!«

Er sah den Gefängnisleiter in der offenen Tür zur Eisentreppe stehen, die zu seinem Büro hinaufführte – groß, breitschultrig auf seinen Spazierstock gestützt. Die personifizierte Autorität in seinem dunklen Anzug und den polierten Schuhen – die andre Hand noch auf der Klinken. Fahrig wischte Flannagan sich mit dem Hemdsärmel über den Mund und knöpfte sich die Uniformjacke zu, während er den Gang hinunter und die Stufen hinauf hinter ihm hereilte. Vor Cobileys Bürotür blieb er stehen. »Guten Morgen, Sir!«

»Das wird sich noch herausstellen.« Copley winkte ihn mit einer großen Geste herein. Die Tür ließ er offen.

»Natürlich, Sir.« Er nahm die Mütze ab und klemmte sie sich in die Armbeuge.

»Für mich sollte es ein guter Morgen sein, denn ich werde wie jedes Jahr um diese Zeit in die Ferien fahren. Ist es ein guter Morgen für Sie, Flannagan?« Copley sprach mit milder Stimme, lächelte, doch der kalte, bohrende Blick seiner Augen strafte dieses Lächeln Lügen.

»Ja, Sir. Ich denke schon.«

»Wie schön.« Der Direktor legte ihm die rechte Hand auf die Schulter und begann, sie mit wachsendem Druck zu massieren. Er roch nach Tabak und Rasierwasser. Sein Kopf ruckte in Richtung Tür. »Bringen Sie mir Swift her.«

»Swift?« Flannagan war irritiert. Es gab nur zwei Gründe, aus dem der Direktor einen der Gefangenen in sein Büro zitierte. Entweder um ihm die Entlassungspapiere auszuhändigen, oder er hatte sich etwas zuschulden kommen lassen. Doch auf Patrick Swift traf beides nicht zu. Er war wegen Hehlerei verurteilt worden und hatte noch mindestens vier Jahre abzusitzen. Und er war ein Musterbeispiel an guter Führung. »Hat er denn etwas ausgefressen?«

Cobley lächelte noch immer. Er nahm die Hand von Flannagans Schulter, lehnte den Stock an die Tür und verschränkte die Arme vor der Brust. »Sprechen wir dieselbe Sprache, Mr Flannagan?«

»Das tun wir, Sir.«

»Warum gehen Sie dann nicht und tun, was ich Ihnen aufgetragen habe?«

»Ja, Sir.« Bildete er sich das ein, oder war da ein böses Funkeln in den Augen des Direktors gewesen? »Bitte entschuldigen Sie, Sir.«

Er wandte sich um, die Mütze noch immer unter dem Arm, und begab sich auf seine Etage. Zügig ging er den Gang hinunter, der wie eine eiserne Balustrade im Rechteck vor den Zellen verlief. Für gewöhnlich war Cobley milder, wenn sein Urlaub anstand. Nicht so heute. Dafür musste es einen triftigen Grund geben.

Unten in der großen Halle sah er Sean Dunne mit Dr. Gregory, dem Gefängnisarzt, reden und fragte sich, warum der Wärter nicht hier oben war, wo er hingehörte. »An

die Wand!«, rief Flannagan, nahm den Schlüsselring aus der Halterung an seinem Gürtel und schloss die Zellentür auf.

Die Zelle war leer.

Das Blut schoss ihm in die Wangen. Hunderte von Gedanken wirbelten ihm gleichzeitig durch den Kopf. Auf dem sorgfältig gemachten Bett sah er einen geflochtenen Kranz aus Margeriten liegen, wie ihn die Mädchen manchmal im Sommer trugen. Und darin, ein aus dünnen Zweigen geflochtenes Pentagramm – das Zeichen des Teufels.

Er wandte sich um, um Cobley Meldung zu machen und stand unmittelbar vor dem Direktor, der ihm gefolgt sein musste.

Flannagan schluckte. »Er ist nicht da, Sir«, sagte er kleinlaut.

»Ich weiß das«, sagte Cobley und stieß Flannagan die Spitze seines Stockes so heftig vor die Brust, dass der zurück in die Zelle taumelte. Die Stimme des Direktors klang wie das Zischen eines Dampfkessels. »Und jetzt, da Sie es auch wissen, erklären Sie mir, wo, verdammt noch mal, er geblieben ist!«

ERSTER TEIL

# Mrs Driscoll



» Wir sind eine elende Familie  
und sollten ausgerottet werden. «

Charles Darwin (1809–1882)

# KAPITEL 1

*Crystal Palace Park, Sydenham, London 17. August 1896*

Arthur James Edsall polierte den rechten hinteren Kotflügel der vierrädrigen Motordroschke mit einem weichen Tuch, bis das schwarze Blech wie Onyx in der Sonne glänzte, und betrachtete das Schmuckstück.

Hinter ihm ragte die mächtige Glas- und Eisenkonstruktion des Crystal Palace in den beinahe wolkenlosen Nachmittagshimmel. Ursprünglich war er in den Fünfzigern für die Weltausstellung im Hyde Park geschaffen und danach in Sydenham wiederaufgebaut worden.

Der Roger-Benz, eine von vier Motordroschken, die an diesem Tag auf dem Platz vor dem Palace eine Vorführung gaben, war eine hochmoderne Konstruktion der Anglo-French Motor Carriage Company und brachte es mit seinem eingebauten Verbrennungsmotor auf eine Geschwindigkeit von vier Meilen pro Stunde, bergab vielleicht auf sechs. Das war langsamer, als jede Pferdedroschke fuhr. Und dennoch. Dieser Wagen war die Zukunft, dessen war Edsall sich sicher. Auch wenn gegenwärtig lediglich fünf oder sechs im ganzen Königreich existierten, spätestens in zehn Jahren würden es Hunderte sein. Dafür würden er und seine Kollegen schon sorgen.

Wären nur all die Steine nicht, die man ihnen dabei in den Weg legte. Wie, zum Teufel, sollte er denn einem potenziellen Kunden den Roger-Benz schmackhaft machen, wenn der zu Fuß zügiger ans Ziel gelangte?

Noch bis vor einigen Monaten hatte ein Mann dem Wa-



gen mit einer roten Flagge vorausgehen und Warnungen ausrufen müssen.

Edsall schüttelte den Kopf. Er nahm die große Ölkanne aus der Halterung neben der Bremse und ging damit um den Wagen herum. Die Lager der Speichenräder mussten gut geölt sein, dann ließ sich auf gerader Strecke unter Umständen eine halbe Meile mehr machen.

Immerhin – nach langem Hin und Her hatte das Parlament vor zwei Wochen endlich beschlossen, die Geschwindigkeitsbegrenzung für motorbetriebene Fahrzeuge teilweise aufzuheben und sie auf fünfzehn Meilen pro Stunde zu erhöhen. Selbst die Deutschen, dieses penible, kleinkrämerische Volk von Angsthasen, das für jede Eventualität eine Regel aufstellte, kannte solcherlei Einschränkungen nicht. Sie durften aus den neuen Maschinen herausholen, was herauszuholen war.

Edsall hatte versucht, den Werkstattleiter davon zu überzeugen, den Motor für die heutige Vorführung im Park zu modifizieren, um seine volle Leistung zu zeigen, doch der hatte abgelehnt. Zu gefährlich, hatte er gesagt.

Dass er nicht lachte!

Er ölte hingebungsvoll die Lager der Räder und stellte die Kanne an ihren Platz zurück.

Erst eine Handvoll neugieriger Gentlemen hatte er von einer Probefahrt überzeugen können, und die meisten von ihnen hatten nicht so ausgesehen, als würden sie sich dieses Prachtstück leisten können. Wenn das so weiterginge, käme er am Ende der Woche nicht zu seiner Prämie. Und das bedeutete, er würde wieder zurück in die Werkstatt gehen und weiterhin Pferdekarren und Droschken reparieren müssen.

Petersen, einer der drei anderen Fahrer, die mit ihm

diese Werbekampagne veranstalteten, lenkte seinen Roger-Benz an ihm vorbei auf die Straße. Der Gentleman auf dem Rücksitz stank förmlich nach Geld. Er konnte Petersen nicht ausstehen. Der Mann hatte mehr Glück als Verstand. Und er war ein miserabler Fahrer.

Edsall entschied, dass es an der Zeit war, etwas zu ändern. Bloß am Wagen herumzustehen und zu warten, bis man ihn ansprach, war nichts für ihn. Er musste aggressiver vorgehen, die Herrschaften selbst ansprechen, den Wagen anpreisen, so, wie die Zeitungsjungen auf der Straße es taten.

»Entschuldigen Sie, meine Damen!« Edsall winkte zwei jungen Frauen, die Arm in Arm an ihm und dem Roger-Benz vorbeigingen. »Darf ich Sie zu einer Spazierfahrt einladen?«

Kichern.

Edsall wischte sich die öligen Hände an dem Tuch ab, warf es auf den Fahrersitz des Wagens und ging auf die beiden Damen zu. »Das ist eine einmalige Gelegenheit, glauben Sie mir. Und kostenlos obendrein.«

Sie blieben stehen, hielten sich aneinander fest und sahen ihn verstohlen an. »Wer sind Sie überhaupt, dass Sie fremde Damen ansprechen?«, fragte die kleinere der beiden keck.

»Das gehört sich nicht«, gluckste die andere. Und beide kicherten hinter vorgehaltener Hand. »Wenn ich meinem Verlobten davon erzähle, wird er nicht begeistert sein.«

»Meine Damen«, sagte Edsall, ergriff sein Revers mit beiden Händen und streckte sich zu voller Größe. »Ihr Verlobter wird sich im Gegenteil bei Ihnen bedanken, wenn sie ihm von der Fahrt mit dem Motorwagen erzählen. Hier, ich gebe Ihnen meine Karte für ihn mit, Miss ...«

»Ashmore.« Sie nahm das Stück Karton und steckte es in ihre Handtasche. Ein gutes Zeichen, fand Edsall. »Ist das denn nicht sehr gefährlich, Sir?«, fragte sie dann.

»Oh, nein, Madam. Es ist absolut sicher.«

Sie sah enttäuscht aus. »Es kommt mir reichlich komisch vor, dass kein Pferd angespannt ist.«

»Wir benötigen keine Pferde mehr«, sagte Edsall.

»Wie schade. Sie sahen immer so hübsch aus«, sagte die Dame in ihrer Begleitung.

»Und wie ist Ihr werter Name, Madam?«

»Standing«, sagte sie schüchtern. »Alice Standing.«

Er zog ein weiteres Kärtchen aus der Jackentasche. »Darf ich Ihnen auch ein Präsent für Ihren Verlobten mitgeben? Oder ist es der Ehegatte?«

Sie errötete leicht. »Ich bin nicht verheiratet, Sir.«

»Umso besser«, sagte Edsall. »Dann darf ich Sie vielleicht zu meiner ganz persönlichen Freude auf eine Fahrt einladen. Ich versichere Ihnen, es ist vollkommen ungefährlich. Aber äußerst aufregend«, fügte er mit einem Augenzwinkern hinzu.

»Ich weiß nicht recht«, sagte Miss Standing. »Was meinst du, Florence?«

»Sie haben ja keine Ahnung, was Sie verpassen, wenn Sie nein sagen«, meinte er. »Normalerweise machen sie nicht mehr als vier oder fünf Meilen. Aber diesen hier habe ich eigenhändig modifiziert. Er schafft ganze fünfzehn. Die fährt sonst keiner auf der Welt.« Alles Lügen, aber er hoffte, die Damen damit beeindrucken zu können.

»Na schön, warum eigentlich nicht?« Miss Ashmore lächelte breit. »Machen wir es, Alice. Der schnellste Motorwagen der Welt! Es ist vielleicht das Aufregendste, was wir heute erleben werden.«

»Eine hervorragende Einstellung, wenn Sie mir die Bemerkung erlauben, Madam«, sagte er. Und mit einer ausladenden Bewegung deutete er auf den Roger-Benz. »Kommen Sie, ich helfe Ihnen beim Aufsteigen.«

Nachdem die beiden jungen Damen sicher in ihren Sitzen saßen, ging Edsall zum vorderen Teil der Motordroschke, drehte schwungvoll die kleine Kurbel und der Motor sprang puffend und rumpelnd an. Nach einer Weile schnurrte der Roger-Benz wie eine große Katze.

Edsall kletterte auf den Fahrersitz, setzte sich seinen Zylinderhut auf und löste die Bremse.

Der Wagen rollte los.

»Ich weiß nicht, Elsie – das Wetter ist einen Hauch zu warm für diese Jahreszeit, findest du nicht?« Mrs Bridget Driscoll blinzelte zwischen den Baumwipfeln der Lärchen hindurch in den Himmel, derweil sie mit ihrer Freundin und ihrer sechzehnjährigen Tochter May über die weite sanft abfallende Rasenfläche schritt, und tupfte sich mit einem weißen Taschentuch die Stirn.

»Ich weiß nicht, was du erwartest, Bridget«, entgegnete Elizabeth Murphy. Sie trug einen modischen Sonnenhut und schwenkte fröhlich den kleinen Schirm an ihrem Arm wie eine Handtasche. »Es ist August. Man kann schon froh sein, dass überhaupt noch die Sonne scheint.«

May hüpfte von einem Bein auf das andere. »Ich finde es herrlich, Ma.«

»Ach, ihr müsst aber auch immer anderer Meinung sein als ich. Schon in dieser netten kleinen Boutique musstet ihr mir diesen zauberhaften Hut ausreden.«

»Es war nur zu deinem Besten. Ich fand, er passte nicht zu deiner Nase. Er ließ sie zu groß erscheinen.«

Mrs Driscoll zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Es ist mir einerlei, was andere denken. Mir ist es zu heiß.«

May bückte sich, pflückte ein Gänseblümchen und drehte es zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her. »Wir könnten zu den kleinen Teichen dort drüben gehen und die Füße ins Wasser halten.«

»May, ich bitte dich«, sagte Mrs Driscoll schroff und sog scharf die Luft ein. »Sei nicht so ungezogen. Du weißt, das schickt sich nicht.«

»Was ist so schlimm daran, Ma?«

Mrs Driscoll blieb stehen und sah ihre Tochter ernst an. »Was für eine Frage!« Sie schüttelte indigniert den Kopf. Eine weitere Erklärung erübrigte sich.

»Was ist so schlimm daran, Ma«, beharrte May, die nicht bereit war, sich so leicht abwimmeln zu lassen.

»Jemand könnte deine Füße sehen.«

May begann zu grinsen. »Was ist so schlimm daran, Ma?«

»Grins nicht so frech. Es ist einfach ungehörig.« Sie setzte sich wieder in Bewegung. »Und jetzt sei still und sieh dir die schönen Blumen an.«

May schien mit der Antwort noch immer nicht zufrieden zu sein. »Ich verstehe nicht, warum es ungehörig ist, seine Füße zu zeigen. Ich habe sehr schöne Füße.«

»Jetzt wirst du wirklich schamlos, Liebes«, fühlte sich Mrs Murphy berufen, zu bemerken. Sie hakte das Mädchen unter und meinte: »Niemand zeigt in der Öffentlichkeit seine Füße.«

»Warum nicht, Tante Elsie?«

»Jetzt langt es mir aber, May!« Mrs Driscoll hatte genug gehört. Sie hatte nicht all die Jahre der Erziehung und der Entbehrungen auf sich genommen, um schließlich festzu-

stellen, dass alles vergebens gewesen war und sie unter ihrem Dach eine Suffragette aufgezogen hatte. »Du bekommst Falten um den Mund, wenn du so viel fragst. Und was glaubst du, wer dich dann wohl noch heiraten will, hm?«

»Deine Mutter hat recht, Schätzchen«, sagte Mrs Murphy mit sanfter Stimme und richtete ihren Hut. »Kein Mann will eine Frau haben, die immerzu Fragen stellt. Und eine mit Falten schon überhaupt nicht. Wir beantworten Fragen, Schätzchen. Wir stellen sie doch nicht.«

»Das ist ungerecht. Ich weiß gar nicht, ob ich einmal heiraten möchte.« May verzog angewidert das Gesicht. »Männer sind eklig.«

Mrs Murphy stieß ein glucksendes Lachen hervor. »Das sind sie nicht. Hast du denn noch nie für einen Jungen geschwärmt?« Auf ihrem Gesicht erschien ein verträumtes Lächeln.

»Jungen sind auch eklig«, sagte May. Sie machte sich von Mrs Murphy los, riss der kleinen Blume in ihrer Hand die Blüte ab und schnippte sie weg. Mit verschränkten Armen ging sie langsam neben ihrer Tante her.

»Das wird sich ändern, Schätzchen. Warte nur ein, zwei Jahre ab. Und wenn dann der Richtige kommt ...« Sie lief beinahe vor eine junge Birke, so sehr hing sie ihren Träumereien von vergangenen Zeiten nach.

May lachte. »Ich werde alleine leben, wenn ich großjährig bin. Und Falten um den Mund werde ich haben, so viele ich will.« Sie spitzte die Lippen und lachte wieder. Dann bückte sie sich und pflückte noch ein Gänseblümchen. »Ich müsste verrückt sein, mir von einem Mann das Fragenstellen verbieten zu lassen.«

Ihre Mutter wollte gerade zu einer Entgegnung anset-

zen, als sie in der Ferne, am oberen Ende der schmalen Straße, die sie jetzt erreichten, ein schreckliches Knallen und Knattern vernahmen.

»Du liebe Güte, was für ein fürchterlicher Lärm«, sagte sie.

Alle drei sahen nach Norden, von wo der Krach herzu-rühren schien. Und dann erblickten sie die schwarze, in der Nachmittagssonne glänzende Maschine, die langsam über die Kuppe in ihre Richtung fuhr. Sie sah aus wie eine Droschke ohne Verdeck und ohne Pferde.

Elizabeth Murphy konnte drei Passagiere erkennen: zwei Frauen in luftig hellen Sommerkleidern und einen Mann im schwarzen Anzug, der einen Zylinderhut trug. Vermutlich der Wagenlenker, denn er blickte konzentriert geradeaus und drehte an einer Kurbel, um den leicht von rechts nach links schlingernden Wagen auf der Straße zu halten. Die beiden Damen juchzten vor Vergnügen und hielten ihre Hüte auf dem Kopf fest.

»Was ist das, Ma?« May war neben den beiden Frauen mitten auf der Straße stehen geblieben und starrte das seltsame Gefährt mit offenem Mund an.

»Das weiß ich nicht, Liebes.« Mrs Driscoll presste sich ihren Sonnenschirm vor die Brust.

»Eine von diesen neumodernen Motordroschken«, sagte Mrs Murphy. »Ich las davon in der Times.«

»Großer Gott, du liest Zeitung?« Mrs Driscoll war entsetzt.

»Ich muss. Ich habe nicht mehr das Glück, jemanden zu haben, der mich auf dem Laufenden hält.«

»Schickt sich das Zeitunglesen auch nicht, Ma?«

»Ganz gewiss nicht, Liebes.«

Der faszinierende Motorwagen ruckelte Feuer und

Qualm in die frische Sommerluft speiend die Straße hinunter. Langsam kam er näher. Nicht schneller als ein eiliger Fußgänger.

Noch war er gut fünfzig Yards entfernt. Es ratterte und knallte, als würden Salutschüsse abgefeuert.

»Es ist nichts Verwerfliches daran, wenn eine verwitwete Frau in der Zeitung liest«, bemerkte Mrs Murphy in Mays Richtung.

»Wie laut die Pferde heutzutage sind«, sagte Mrs Driscoll in scherzhaftem Ton, augenscheinlich um vom Thema abzulenken.

Der Wagen kam näher und wurde noch lauter.

»Aus dem Weg!«, rief der Fahrer der Motordroschke und schlug eine Glocke an. »Aus dem Weg!

Mrs Murphy ergriff sofort Mays Arm und zog sie von der Straße auf den Rasen zurück. »Wir warten besser, bis das Ungetüm vorbeigefahren ist, Schätzchen«, meinte sie.

May folgte ihr und hielt sich die Ohren zu.

Allein Bridget Driscoll blieb auf der Straße stehen.

Noch war der Wagen zehn Yards entfernt.

»Aus dem Weg!«, rief der Fahrer erneut. Lauter diesmal. Doch Mrs Driscoll reagierte nicht. Wie mit der Straße verwachsen stand sie da, ihren Sonnenschirm in der Hand, und starrte überrascht und verwirrt geradeaus auf die andere Seite der Parkanlage. Auf die näherkommende Motordroschke achtete sie nicht mehr.

»Aus dem Weg!«, schrie der Mann mit dem Zylinder jetzt ein viertes Mal über das Knallen der Fehlzündungen hinweg.

Arthur Edsall hatte die beiden Frauen und das Mädchen in ihrer Begleitung schon von der Kuppe aus auf der Straße



stehen sehen, sich zunächst jedoch keine Sorgen gemacht. Immerhin hatte er mehr als genug damit zu tun, den Roger-Benz auf Kurs zu halten, was sich bei den Unebenheiten des Straßenbelags äußerst schwierig gestaltete. Wie verrückt kurbelte er an der Lenkstange.

Als er das vierte Mal »Aus dem Weg!« gerufen hatte, hörten Alice Standing und Florence Ashmore, die beiden jungen Damen, die hinter ihm saßen, plötzlich auf zu giggeln und begannen stattdessen hysterisch zu schreien, denn die Frau auf der Straße machte keinerlei Anstalten auszuweichen.

Edsall zog mit aller Kraft an der Bremse.

Der Roger-Benz schlitterte ein Stück und scherte kurz nach links aus. Dann gab es einen dumpfen Knall, und die Frau verschwand unter dem ausladenden Schutzblech des linken Kotflügels. Der Wagen machte einen Satz und blieb stehen.

Miss Standing und Miss Ashmore schrien noch immer, als Edsall den Motor abstellte und eilig vom Fahrersitz kletterte.

Die Dame am Straßenrand und das Mädchen, das sich an sie presste, gaben keinen Ton von sich.

Als Edsall einen Blick unter den Roger-Benz warf, befiel ihn schieres Entsetzen. Die Frau, die halb unter dem Wagen lag, war tot. Das linke Vorderrad hatte ihren Kopf erwischt und ihn in zwei Teile gespalten.

Überall war Blut.

## Danksagung

Bücher entstehen an den merkwürdigsten Orten. Manche sicherlich am Schreibtisch. Ich empfinde das mit zunehmendem Alter als schwierig, weil schreiben für mich eigentlich keine Arbeit, sondern reines Vergnügen ist. Doch wenn ich am Schreibtisch sitze, kommt es mir bei all der Disziplin, die es einem abverlangt, schnell wie Arbeit vor. Also gehe ich immer öfter raus.

Die ersten Zeilen dieses Romans wurden während eines Urlaubs mit meiner Freundin im Café des Gefängnis-museums in Wicklow, Irland geschrieben. Shankari liebt Irland. Sie hat sieben Jahre dort verbracht, und mich an all die Orte geführt, die in diesem Roman eine Rolle spielen. Und die letzten Zeilen schreibe ich im Schatten einer alten Linde auf einem am Wald gelegenen Friedhof nicht weit von unserem Zuhause, wo eine andere sehr alte Freundin von mir, die die meiste Zeit ihres Lebens in England verbracht hat, begraben liegt.

Wenn ich raus in die Welt gehen kann, ob ich nun den rauen Stein von Gefängnismauern spüre oder die Sonne im Gesicht und das Gras unter meinen Fingern, scheint die Verbindung zu dem, was die meisten Menschen wohl Kreativität nennen würden, einfach viel besser zu funktionieren. Doch ohne die Menschen, die ebenfalls zur Entstehung dieses Romans beigetragen haben, ginge rein gar nichts.

In England geht mein Dank daher einmal mehr an Adam Wood, Donald Swansons Boswell, der alles zusammenträgt, was er über den historischen Inspector Swanson finden kann; Lis Cole und Stewart und Rosie Evans, die uns wie immer herzlich bei sich aufnehmen.

In Irland danke ich besonders Mary Dawson, die uns bereitwillig Unterschlupf gewährte, als ich in Bray für diesen Roman recherchierte.

In Deutschland schulde ich meinen Dank Hanne Wiehe, meinem Freund Julio Arancibia und nicht zuletzt meiner Verlegerin Sandra Thoms und meinem Lektor Andreas Barth, die die Arbeit am Manuskript jedes Mal zu einem Vergnügen machen.

Und ich danke meinen Söhnen Merlin und Felix – ihr seid die Besten! Und Dir, Shankari Susanne Hill, Dir danke ich für alles andere.

R. C. M.